

# Felsenerherz, Selbst der Trapper

Heft 21

Der Indianerhändler.



Grund von einem Blasaesicht ich staltiere Dich bei leben-  
diaem Leits" "ich er hervor.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, ein-  
filmungsrecht, vorbehalten. — Copyright,  
Verlag moderner Lektüre G. m. b. H.,

### Felsenherz der Trapper

Zu beziehen durch alle Buch- und Schreibwaren-  
handlungen, sowie vom

Verlag moderner Lektüre G. m. b. H., Berlin SO 26  
Elisabeth-Ufer 44.

# Felsenherz der Trapper

Selbsterlebtes aus den Indianergebieten

erzählt von

Kapitän William Käbler.

---

---

## Der Indianerhändler.

### 1. Kapitel.

#### Die beiden Trapper.

Der Sturm durchheulte mit wütenden Stößen den hochragenden Urwald, der sich vom Ufer des San Juan-Flusses die schräge Beralehne hinauszog.

Das Krachen abbrechender Aeste und das weit-  
hlt tönende, donnerähnliche Geräusch einer umstür-  
zenden Riesenfichte wurde jedoch plötzlich von einem  
anderen Geräusch abgelöst: dem Knall mehrerer  
Schüsse, denen ein schrilles Geheul, das Angriffsges-  
chrei der Apachen folgte.

In dieser peckfinsternen Sommernacht, bei diesem  
durch jagende schwarze Wolken völlig verschleierten  
Himmel konnte der einsame Reiter, der soeben aus  
einem langgestreckten Tale von Osten her den schäu-  
menden, hier etwa neunzig Meter breiten Fluß er-  
reicht hatte, drüben am Westufer lediglich das Auf-  
blitzen der Schüsse erkennen.

Das Geheul verstummte jetzt wieder. Der Rei-  
ter, der noch ein zweites, hochbeladenes Pferd bei  
Felsenherz 21

sich hatte, murmelte kopfschüttelnd vor sich hin:

„Was tun die Pimos (Schimpfname für die Apachen) hier im Felsengebirge?! Dazu noch so mitten im Jagdgebiet der Navajos, die doch wahrlich ihre Freunde nicht sind! Die rote Brut ist mir unangenehm! Ich habe hier etwas zu erledigen, wobei mir ihre Gegenwart nur lästig ist. Sehen wir erst einmal zu, was die kupferfarbene Bande dort drüben angestellt hat.“

Er stieg aus dem Sattel, nahm beide Pferde bei den Zügeln und brachte sie in eine nahe Schlucht, band sie hier an einer Kiefer hinter einer hohen natürlichen Hecke von Dornen und wildem Hopfen fest und lehrte an das Flußufer zurück.

Nachdem er zwei angetriebene Baumstämme rasch durch ein paar Weidenruten aneinander gebunden hatte, ergriff er einen langen Ast und schob dieses primitive Floß in die Strömung hinaus.

Nur ein Mann von außerordentlicher Körperkraft und Geschicklichkeit durfte es wagen, sich auf einem so wenig sicheren Fahrzeug den reißenden Fluten des San Juan anzuvertrauen.

Aber Tom Harpley war ein solcher Mann. Seit acht Jahren hielt er sich dauernd in den Indianergebieten auf und verließ sie nur, um seine Warenvorräte in einem der fernen Grenzorts zu erneuern.

Harpley war Indianerhändler. Seine Ehrlichkeit, seine strenge Unparteilichkeit bei allen Gelegenheiten, wo er durch einen Zufall den Kämpfen der Rothäute untereinander oder mit den ständig weiter vordringenden Ansiedlern beizwohnte, hatte ihn zum Freunde aller Stämme westlich des Arkansas gemacht. Sie waren ja auch auf ihn angewiesen, handelten von ihm außer Pulver, Blei und Zündhütchen auch Gewehre, Messerklingen, bunte Leinenstoffe und

Glasperlen ein und wußten genau, daß sie von dem schweigenden Harpley nie überrannt wurden, der stets unbewaffnet mit seinen beiden Pferden von Dorf zu Dorf zog und den Rothhäuten in vieler Beziehung unheimlich und rätselhaft war.

Das Floß landete am Westufer etwa zweihundert Meter südlich jener Stelle, wo vor kaum zehn Minuten die Schiffe aufgeblitzt waren.

Harpley sprang an das Ufer und stieß das plumpe Fahrzeug in die Strömung zurück.

Auch jetzt hatte er den knorrigen, etwa anderthalb Meter langen, dicken Stab bei sich, ohne den man ihn niemals sah. Es war dies ein fast armdicker Buchenast, reich geschnitzt und oben leicht gekrümmt. Die Indianer erzählten sich, daß der „rote Tom“ wie er im wilden Westen allgemein genannt wurde, mit diesem Knüttel schon manchem Grizzly (grauer Bär) den Schädel eingeschlagen hätte.

Tom schlich tief gebückt am Rande des Urwaldes hin.

Auf seine Augen und Ohren konnte er sich in dieser stürmischen, dunklen Nacht nicht verlassen. Aber etwas anderes ward ihm dann Weisweiser und Warner: der Geruch von brennendem Holz, von Lagerfeuern!

Er folgte den dünnen, durch die Bäume ziehenden Qualmschwaden die Berglehne hinan und gelangte so an den Rand einer Schlucht, in der soeben acht Feuer angezündet worden waren.

Mit einem Blick überflog er die tiefe, kahle Senkung, erkannte etwa sechzig Apachen, deren Pferde in einem Winkel der Schlucht standen, und bemerkte dann auch zwei Weiße, die gefesselt am Boden lagen. Etwas abseits waren drei tote Apachen niedergelegt

worden, die also offenbar bei dem Kampfe vorhin gefallen waren.

Jetzt schleppten einige der Roten zwei ihrer Netze veraubte Fichten herbei, bohrten sie in Spalten des rissigen Felsbodens ein und banden dann die Gefangenen aufrecht an diese Pfähle, während sich die übrigen Rothhäute im Kreise um sie scharten.

Tom merkte, daß die beiden Weißen hier fraglos sofort zu Tode gemartert werden sollten.

Der flackernde Feuerschein beleuchtete die Gesichter dieser Männer, die, der Kleidung nach Trapper, halb bewusstlos vor Angst in den um ihre Glieder geschlungenen Lasso's hingen.

Dann brüllte der eine mit überlauter heiserer Stimme:

„Stawiru, der Oberhäuptling der Apachen, mag uns das Leben schenken. Wir werden ihm ein großes Geheimniß verraten. Stawiru weiß, daß die Bleichgesichter das Gold über alles lieben. Wenn wir dem Oberhäuptling nun einen Ort zeigen, wo dieses Gold in Rieseln zu finden ist, kann er alle seine Krieger mit den neuen Büchsen bewaffnen, die zwei Läufe und statt des Feuersteins und der Zündpfanne nur Zündhütchen haben. Dann werden die Apachen mächtiger als alle anderen Stämme sein, und der Ruhm Stawirus wird vom Arkansas bis hinauf zum Großen Salzsee und hinab zum Rio Grande, bis Mexiko, reichen.“

Aus dem Kreise der Rothhäute löste sich jetzt die breitschultrige, herkulische Gestalt des Oberhäuptlings aller Apachenstämme.

Das mit den Kriegsfarben grell bemalte Gesicht Stawirus, die listigen, grausamen Augen und die leicht vornübergebeugte Haltung wirkten wie eine gefährliche Drohung. Der Oberhäuptling glich einem

Tiger, der zwei wehrlose Opfer anschleicht und jeden Moment zuspringen kann.

Vor den beiden Pfählen, die nur durch einen Meter Zwischenraum getrennt waren, machte er halt.

Mit tiefer Stimme sagte er in dem aus englischen und spanischen Brocken zusammengesetzten Kauderwelsch:

„Die Bleichgesichter haben drei meiner Krieger getötet und zwei verwundet. Sie müßten schon sehr viel Gold den tapferen Apachen zeigen, um dem Martertode zu entgehen.“

Robbin (so hieß der Weiße, der dem Häuptling die Goldschätze versprochen hatte) rief sofort:

„Stawiru wird vier Pferde mit den Goldtiefeln beladen können. Keine Bonanza (Goldfundstelle) kommt der gleich, die mein Freund Stury und ich kennen.“

„Wo liegt die Bonanza?“ fragte der Oberhäuptling. „und — weshalb habt Ihr sie noch nicht geplündert?“

„Wir waren jetzt gerade auf dem Wege dorthin,“ erklärte Robbin in einem Tone, der durchaus aufrichtig klang. „Wo die Bonanza zu suchen ist, läßt sich mit Worten nicht beschreiben. Aber ich finde den Weg dorthin.“

Stawiru machte eine verächtliche Handbewegung.

„Das Bläßgesicht lügt. Er hofft uns entfliehen zu können, wenn wir auf seinen Vorschlag eingehen.“

„Ich lüge nicht! Schon dreimal war ich ja mit Stury dort. Es fehlte uns jedoch stets an dem nötigen Pulver, um den Felsblock wegzusprennen, der den Zugang zu dem Felsloche versperrt. Stawiru mag die Satteltaschen unserer Pferde besichtigen. Dort sind dreißig Pfund bestes Schießpulver verwahrt.“

Der Oberhäuptling, der bisher noch an Robbin's Worten gezweifelt hatte, wurde jetzt anderer Meinung. Er sagte sich selbst, daß niemand dreißig Pfund Pulver ohne bestimmte Absicht in die Wildnis mitnehmen wird.

Nachdem er sich mit den sechs ältesten Kriegeren noch kurz beraten hatte, lehrte er zu den Gefangenen zurück.

„Die tapferen Krieger der Apachen werden den Blakgesichtern das Leben schenken, wenn sie uns zu der Bonanza führen,“ sagte er kurz.

„Kawiru wird diesen Entschluß nicht bereuen!“ rief Robbin da vor Freude so laut, daß der Indianerhändler auch jetzt jedes Wort verstand.

Ueber des Oberhäuptlings Gesicht glitt blitzschnell ein höhnisches Lächeln. Er und seine Krieger würden sich ja niemals an diese Zusage halten, die beiden Weißen wirklich freizugeben. Nein — mit der ganzen Hinterlist, die dem Reitervolke der Apachen von jeher eigen, wollten sie Robbin und Sturz lediglich das Geheimniß der Bonanza entlocken und sie dann auf eine Weise beseitigen, daß sie scheinbar die Vereinbarung nicht brachen.

Aber Robbin, seit Jahren mit der Heintücke der Rothhäute vertraut, bestand jetzt darauf, daß der Vertrag feierlich nach Indianersitte am Lagerfeuer durch das Rauchen des Kalumets, der Friedenspfeife, besiegelt würde.

Kawiru nickte nur. Auf seinen Wink band man die Gefangenen los.

Robbin und Sturz, deren Gesichter alles andere als vertrauenerweckend aussahen, reckten die steif gewordenen Glieder und rieben sich die durch den Druck der Riemen wie abgestorbenen Handgelenke.

Da — plötzlich zwei Schüsse kurz hintereinander. Robbin warf die Arme hoch und stürzte vorn-

über auf den harten Felsboden. Eine Kugel war ihm durch die Stirn gegangen.

Auch Stury taumelte und sank langsam um. Er war von dem ihm zugedachten Geschöß jedoch nur an der linken Schläfe gestreift worden.

Raum war der Knall der Schüsse mit vielfachem Echo in den Schluchten verhallt, als die Apachen auch schon blüßschnell verschwanden. Jeder der Koten suchte hinter den umherliegenden Felsblöden Deckung, und nur die Mustangs und die flackernden Feuer verrieten jetzt noch, daß hier soeben noch Rothhäute gelagert hatten.

Auch die rings um die Schlucht aufgestellten Wachen, im ganzen acht Krieger, hatten die beiden Schüsse vernommen, die vom Westrande der Senkung abgegeben worden waren, wie die hier stehenden drei Apachen deutlich dem Schalle nach gehört hatten. Diese drei Wachen glitten jetzt schlangengleich auf die Stelle zu, wo sich der oder die Feinde befinden mußten, deren Büchsen soeben das Lager in so wilde Aufregung versetzt hatten.

Den dreien gesellte sich Itawiru mit vier seiner besten Krieger zu. Aber alles Suchen war umsonst. Man fand hier niemand mehr vor, nur eine schwer lesbare Fährte wurde beim Scheine einiger brennender harziger Nester entdeckt, über deren Bedeutung die Apachen jedoch insofern im unklaren blieben, als sie nicht wußten, ob es sich um einen oder mehrere Weiße handelte, die hier das dürre Gras und die Ranken eines Dickichts niedergedrückt hatten. Nur daß es ein Weißer gewesen, der an zwei Stellen den Abdruck eines Absatzes eines Stiefels auf einem großen Blatte eines Seifenstrauches zurückgelassen hatte, war als sicher anzunehmen.

Da auch in der weiteren Umgebung der Schlucht nichts Verdächtiges gefunden wurde, ließ Itawiru

nun die undeutliche Spur durch einige seiner besten Fährtenfucher verfolgen, während er selbst mit den anderen Apachen die Schlucht verließ und ein neues Lager auf einer gestrüppbewachsenen Halbinsel bezog, die sich in den schäumenden und gurgelnden San Juan-Fluß hineinerstreckte.

Die Leichen der roten Krieger, die des Trappers Robbin und ebenso der verwundete Sturh waren hierher mitgenommen worden. Sturh wurde von dem Oberhäuptling eigenhändig verbunden, denn Klawirus Goldgier war jetzt erwacht, und um jeden Preis wollte er den Verwundeten am Leben erhalten, ohne den er ja die Bonanza nie finden konnte.

---

## 2. Kapitel.

### In der Gewalt der Apachen.

In dieser selben Nacht waren auch von Westen her aus den wilden Wahsatsch-Bergen zwei andere Reiter dem San Juan-Flusse auf ermüdeten Pferden zugetraht.

Es waren dies ein hochgewachsener, blondbärtiger Trapper und ein schlanker, kräftiger Indianer mit edlem, schmalem Gesicht und prachtvollem blau-schwarzer Haar, das er auf dem Scheitel schopfsartig hochgebunden hatte. Mehrere in diesem Schopf befestigte Adlersfedern bewiesen, daß man hier einen Häuptling vor sich hatte.

Als die beiden Reiter jetzt ein langes Tal durchquerten und der Orkan dicht vor ihnen eine Riesenfelsentwurzelte und mit Donnerkrachen umwarf, so daß die Pferde unwillkürlich zurückprallten, sagte

der blonde, ganz in Leder gekleidete Trapper zu dem roten Häuptling:

„Mein Bruder Cholariga wird einsehen, daß es besser ist, wenn wir einen Lagerplatz suchen. Die Navajos, die uns seit gestern mittag verfolgen, werden unsere Fährte längst verloren haben.“

„Felsenherz spricht nur meine Gedanken aus,“ nickte der Romandenhäuptling Cholariga und lenkte seinen Rapfen um den umgestürzten Baum herum in eine enge Seitenschlucht. Hier blieb er dann mit den beiden Pferden zurück, während Felsenherz die Umgebung durchforschen wollte, ob die Gegend auch sicher sei.

Der berühmte Trapper schritt lautlos in die finstere Nacht hinaus. Nur ein Mann wie er konnte sich in dieser Dunkelheit zurechtfinden. Vor fünf Tagen war er hier mit seinem roten Bruder, dem schwarzen Panther, auf der Bärenjagd gewesen. Er erinnerte sich, daß der San Juan-Fluß in der Nähe sein mußte, und wenn irgendwo Indianer hier lagerten, waren sie fraglos unweit des Flusses geblieben. —

Eine Stunde später hatte der Sturm das schwarze Gewölk am Himmel zerstreut. Einzelne Sterne blinkten auf. — Felsenherz befand sich bereits auf dem Rückwege.

Als er gerade in das bewaldete Tal gelangt war, wo die niederstürzende Riesenfichte beinahe ihn und Cholariga erschlagen hätte, tauchte hinter den jagenden Wolkensegen auch der Mond auf. Mit einem Male bestrahlte so mildes Silberlicht die Felswildnis dieser zerklüfteten Berge. Der blonde Trapper bemerkte nicht, daß dicht hinter ihm jene vier Apachenwäher vorsichtig dahinschlichen, die Skawiru ausgemacht hatte, um nach dem oder den Schützen zu suchen, die Mobbin und Sturm niedergestreckt hatten.

Diese vier Krieger hatten bereits in dem einsamen Manne da vor ihnen ihren alten Gegner Felsenherz erkannt, der von den Apachen schon so und so oft gefangen genommen, ihnen stets aber wieder ent-  
schlüpft war. Der Haß der Apachen, den sie seit lan-  
gem gegen Felsenherz und den tapferen Romanchen-  
häuptling empfanden, hatte keinerlei Berechtigung.  
Stets waren es die mordgierigen Rothhäute gewesen,  
die den blonden Trapper und seinen Freund dazu ge-  
zwungen hatten, von ihren Waffen Gebrauch zu  
machen.

Felsenherz blieb plötzlich stehen.

Er hatte in dem Waldstreifen an der rechten Tal-  
seite dicht neben sich ein verdächtiges Geräusch gehört:  
das Brechen eines trockenen Astes, der auf dem Bo-  
den durch den Fuß eines Menschen oder eines grö-  
ßeren Thieres geknickt wird.

Nur das fein ausgebildete Gehör des berühmten  
Westmannes konnte in der gerade herrschenden sekun-  
denlangen Atempause des Sturmes dieses Geräusch  
als etwas Verdächtiges erkennen. Wie ein Blitz  
war Felsenherz denn auch hinter eine der nächsten  
Buchen geschlüpft, hatte den Tomahawk gepackt und  
ließ seine Augen argwöhnisch hinter dem Baume her-  
vor das Waldesdunkel durchdringen.

Da — irgend ein kleiner Gegenstand fiel dicht  
vor ihm nieder.

Auf dem mondhellen Erdfleck da vor ihm lag  
nun ein — halber Apachenspeil, als solcher kenntlich  
an der besonders gearteten Fiederung.

Felsenherz war verblüfft. Dieses Stück eines  
Pfeiles, dem die Spitze, das obere Ende fehlte,  
konnte ihm doch nur jemand in ganz bestimmter Ab-  
sicht zugeworfen haben.

Wer aber — und zu welchem Zweck? Fraglos  
doch nur als Warnung — vor den Apachen!

Der blonde Trapper hob das Pfeilstück rasch auf und steckte es vorn in sein Lederwams. Dann drang er tiefer in den Wald ein, freilich mit allergrößter Behutsamkeit und auch damit rechnend, daß hier tödend eine Teufelei vorläge.

Wieder blieb er stehen.

Und hinter ihm wanden sich wie Schlangen die vier Späher heran.

Der eine, die ungeheure Körperkraft Felsenherz' wohl kennend, hielt einen Lasso bereit. Dieser Krieger war der geschickteste Lassowerfer des Stammes. Nie ging ihm ein Wurf fehl. Dem flüchtenden Büffel schleuderte er die Lassoschlinge so auf den Boden, daß das Tier unfehlbar im vollen Galopp mit dem Vorderfuße hineintrat, sich dann überschlug und in den meisten Fällen das Genick brach.

Auch jetzt bewies dieser Apache, daß er den Namen Baru Matscha, die schnelle Hand, durchaus verdiente.

Die Schlinge flog Felsenherz über den Kopf, wurde mit furchtbarem Ruck zugezogen.

Aber Baru Matschas Armkraft hatte doch nicht genügt, den Jäger nach hinten umzureißen.

Nein, der blonde Trapper stand noch aufrecht, und blitzartig fuhr seine Klinge durch den ihn würgenden straff gespannten Riemen.

Aber schon warfen sich auch die drei anderen Koten auf ihn, hingen an seinen Armen wie Kletten.

Die Luft wurde ihm knapp. Umsonst stieß er mit den Füßen nach den Feinden, umsonst schleuderte er sich mitsamt den lebenden Kletten gegen den nächsten Baum.

Baru Matscha schlug mit dem flachen Tomahawk zu. Für einen Moment verlor Felsenherz die Besinnung. Als er wieder zu sich kam, war er so

eng gefesselt und so sicher geknebelt, daß er einsah, er könnte vorläufig nichts zu seiner Befreiung tun.

Die vier Apachen trugen ihn dann eiligst davon. Sie wagten es nicht, ihm die Beine loszubinden und ihn gehen zu lassen, so sehr fürchteten sie seine Ueberlegenheit und seinen festen Sinn, der stets eine List in Bereitschaft hatte, ihnen irgendwie zu entweichen.

Als sie nach etwa einer Stunde das Lager auf der Halbinsel erreichten, war dort kurz vorher der Indianerkändler mit seinen beiden Pferden eingetroffen und hatte soeben Stawiru, dem Oberhäuptling, erzählt, daß die Schüsse ihn herbeigelockt hätten.

Stawiru hieß ihn freundlich willkommen und bot ihm einen Platz an seinem Feuer an. Die Apachen umdrängten den roten Tom. Er war ihnen stets ein angenehmer Gast. Sie halfen ihm, seine Pferde abzusatteln, und sie warfen ehrfurchtsvolle Blicke auf den kräftigen, rothbärtigen Weißen, der so ganz allein, nur ein Messer als Waffe im Ledergurt und den Bruchennüttel in der Hand, Prärien und Berge durchwanderte.

Dann schleppte man den berühmten Trapper herbei.

Des Oberhäuptlings Gesicht strahlte in wildem Triumph auf.

Sofort sagte er mit Hohn und Verachtung zu dem blonden Jäger:

„Felsenherz ist ein feines Stinktthier, das nur nachts sein Laumloch verläßt. Felsenherz war es also, der vorhin das eine Blakoesicht erschoss und das andere verbründete — Wo ist Cholariga, der Romanche mit dem Weiberhaar?“

Der blonde Jäger würdigte den Apachen keinen Antwort.

Sein Blick fiel auf den roten Tom, der gleichgültig am Feuer sitzen geblieben war.

Und — da bemerkte er, daß Tom ihm verstoßen mit den Augen ein Zeichen gab.

Felsenherz kannte den Indianerhändler nur ganz flüchtig.

Ein einziges Mal nur vor etwa anderthalb Jahren war er ihm weit südlich am Rande der berühmten Llano Estacado, der großen texanischen Sandwüste begegnet. Eine einzige Nacht hatten er und Chofariga mit Tom Harpley zusammen gelagert. Damals war Tom jedoch so schweigsam und verschlossen gewesen, daß der blonde Trapper den Eindruck gewann, Harpley müßte entweder eine schwere Gewissenslast oder ein besonderes Geheimniß mit sich herumtragen. —

Der Oberhäuptling Skawiru, der alles versuchen wollte, auch den Romanchen in seine Gewalt zu bekommen, riß jetzt sein Messer aus dem Gürtel und holte zum Stoße aus.

„Wenn Felsenherz nicht sofort sagt, wo Chofariga weilt, wird meine Klinge ihm ins Herz fahren!“ brüllte er den berühmten Jäger an.

Felsenherz tat, als ob diese Drohung ihm gar nicht gälte. Er hatte den Kopf noch mehr zur Seite gedreht, wo die toten Apachen und die Leiche Robbins nebeneinander lagen.

Robbin war die Kugel gerade über der Nasenwurzel mitten in die Stirn gegangen. Das dunkle, leicht blutige Einschußloch zeichnete sich scharf gegen die Stirnhaut ab.

Skawiru, dessen Wut jetzt infolge der Nichtbeachtung seiner Drohung durch den Trapper jäh aufflammte, packte den blonden Hünen plötzlich bei der Kehle.

„Hund von einem Blaf Gesicht, ich skalpiere Dich bei lebendigem Leibe!“ stieß er zischend hervor.

Er schien jetzt Ernst machen zu wollen. Sein Gesicht war vor Haß und Grimm verzerrt.

Der wehrlose Trapper, dem ja auch die Füße brutal fest gebunden waren, blickte den Apachen nur durchdringend an. So standen die beiden, der einen den Hals des andern umklammert haltend und in der Rechten das blinkende Skalpmesser, sich sekundenlang ohne jede Bewegung gegenüber.

Stawirus' wahnsinnige Blutgier wurde noch durch den verächtlichen Ausdruck in Felsenherz' offenem, frischem Gesicht gesteigert.

Jede Selbstbeherrschung verließ ihn.

Er wollte jetzt zustoßen.

Sein Arm hob sich noch etwas, begann die Abwärtsbewegung. Die Messer Klinge funkelte im Scheine der Feuer.

Felsenherz war verloren.

Auch Harpley sprang nun empor, rief Stawirus zu:

„Häuptling, Du solltest —“

Da — vom Flusse her, dessen schäumende Wasser man durch eine Lücke im Gebüsch sehen konnte, ein Schuß.

Stawirus' rechte Hand beschrieb einen Bogen. Das Messer war ihm durch eine Kugel aus der Hand gerissen worden, und die beiden Mittelfinger dieser Hand waren nur noch blutige Fäden. Das Geschloß hatte sie von der Seite durchbohrt und war dann in den Messergriff gefahren.

---

## 3. Kapitel.

## Der Geist der Wahsatsch-Berge.

Dieser Meisterschuß ließ sofort die Hälfte der Apachen zum Nordufer der Halbinsel stürmen.

Dort hofften sie den geheimnißvollen Feind zu finden, dessen Büchse nun sogar den Oberhäuptling gezeichnet hatte, nachdem bereits Robbin und Sturz doch offenbar desselben Schützen glänzende Treffsicherheit gespürt hatten.

Umsonst war ihr Suchen. Umsonst spähten sie über den im Mondlicht daliegenden Fluß hin.

Kein lebendes Wesen war zu bemerken, kein Machen, kein Floß — nichts!

Auch die übrigen Apachen und der rote Tom — alles stand jetzt am Ufer der Halbinsel. Sogar Skawiru hatte sich dorthin begeben.

Der Oberhäuptling, erfüllt von abergläubischer Angst, ließ sich durch den Indianerhändler die verflümmelte Hand verbinden. Dabei fragte er, was Harpley ihm hatte zurufen wollen, als der Schuß fiel.

Der rote Tom machte ein sehr ernstes Gesicht.

„Hat der Oberhäuptling schon einmal von dem Geist der Wahsatsch-Berge etwas gehört?“ meinte er sehr laut.

Die anderen Apachen, durch des Händlers kräftige Stimme angelockt, scharten sich um die beiden, denn alles, was mit Geistern zusammenhing, war für die Rothhäute von jeher überaus interessant.

Skawiru nickte. „Ja, ich weiß, daß die Navajos, deren Jagdgebiete sich dicht bis zu jenen Bergen hinziehen, von einem Geist erzählen, der ohne Kopf auf lohlschwarzem Mustang durch die Bergtäler rei-

tet. Wer ihn sieht, muß sterben. Der Geist soll der eines Fallstellers sein, den die Navajos vor vielen Jahren in der Prärie zu Tode schleiften, wobei ihm der Kopf abgerissen wurde."

"So erzählt man sich's auch an den Lagerfeuern der Trapper," bestätigte der Händler. "Als ich nun vorhin während des Orkans mich dem San Juan näherte, begegnete mir der unheimliche Reiter. Und bevor der Schuß gefallen war, Skawiru, der Dir zwei Finger raubte, sah ich den Geist der Wahsatsch-Berge drüben am Ufer im Mondenlicht hoch zu Ross halten. Deshalb rief ich Dich an. Ich wollte Dich warnen, denn das Wahsatsch-Gespensst hat schon oft genug durch eine gutgezielte Kugel einen Indianer niedergestreckt, der einen Weißen heimtückisch ermorden wollte."

Die Apachen blickten schein über den Fluß hinweg. Aber drüben war nichts von dem gefährlichen Reiter zu entdecken.

Dann ein Schrei vom Südtelle der Halbinsel her — ein Schrei, der sofort in den gellenden Ruf der dort aufgestellten Wachen überging:

"Fessenherz. — der schwarze Panther!"

Zwei Schüsse jetzt — abermals zwei Schreie.

In wilder Hast stürzten Skawiru und seine Krieger dem Lagerplatz wieder zu.

Der Oberhäuptling war allen voran. Er ahnte, was geschehen.

Und wirklich: die Stelle neben dem Feuer, wo Fessenherz vorhin, als der würgende Griff Skawirus um seinen Hals infolge des Schusses sich gelockert hatte, wie halb bewusstlos ins Gras sank und dann unbeachtet liegen blieb, war leer.

Hätte der Oberhäuptling jetzt das Gesicht des Indianerhändlers, der den Apachen langsam folgte,

beobachten können, so würde ihn dessen zufriedenes Lächeln wohl stutzig gemacht haben.

So aber war es ihm ein vollkommenes Rätsel, wer Felsenherz' Fesseln zerschnitten haben könnte, zumal jetzt zwei der Wachen erwienen und meldeten, daß Felsenherz zwischen ihnen hindurch gewaltsam sich einen Weg gebahnt und dabei sogar das verwundete Bleigeficht, also den Trapper Sturz, auf den Schultern davongetragen hätte, während der Romanzenhäuptling ihm dann erst später zu Hilfe geeilt sei, wobei sie zwei Krieger niedergeschlagen und zwei andere durch Schüsse verwundet hätten.

Klawiru, dem nun auch der Trapper Sturz entführt worden war, von dem er sich doch nach der Bonanza hatte den Weg zeigen lassen wollen, befahl sofort, die Verfolgung der Flüchtlinge mit allem Eifer aufzunehmen.

Er behielt nur zehn Krieger bei sich. Die übrigen hatten im Nu harzige Nester von den nächsten Tannen mit den Tomahawks abgeschlagen und stürzten sich mit diesen hell lodernnden Fackeln in das Dickicht, um die Fährte der beiden berühmten Jäger zu suchen.

Klawiru aber setzte sich mit seiner schmerzenden Hand in verbissener Wut an das Feuer und winkte den roten Tom neben sich.

Tom wurde dabei etwas unbehaglich zumute, denn er war es ja gewesen, der Felsenherz befreit und ihm auch zuerkannt hatte, den Trapper Sturz gleichfalls zu retten. Er hatte, als die Apachen zum Nordufer der Halbinsel gesürrt waren, sich nur scheinbar entfernt, war hinter ein paar Büsche geschlüsst und hatte den blonden Trapper rasch losgeschnitten, um dann eilends sich den Apachen am Ufer wieder zuzugesellen.

Klawiru schien in der That Mißtrauen gegen den roten Tom zu hegen. Er sah ihn durchdringend an

und sagte nun mit heuchlerischer Gleichgültigkeit:

„Das Blafz Gesicht, den wir den roten Tom nennen, mag mir sein Messer reichen.“

Harpley, der sich kaltblütig seine Tabakpfeife stopfte, fragte ohne aufzublicken:

„Was will Tlawiru mit dem Messer?“

Dann zog er es aber doch aus der Lederscheide und reichte es dem Oberhäuptling, der die Klinge dicht ans Feuer hielt und die Schneide sehr sorgsam prüfte.

Harpley lächelte abermals verstohlen. Er ahnte, was Tlawiru feststellen wollte: die Riemen, mit denen Felsenherz gebunden gewesen, waren ganz frisch mit Bärenfett eingerieben gewesen, und der Knoche wollte sich fraglos überzeugen, ob die Klinge fettig war.

Schweigend gab Tlawiru das Messer dem Inblanerhändler zurück. Er hatte nichts bemerkt, was seinen Arowohn bestätigen konnte.

Harpley jedoch meinte nun, indem er sich erhob:

„Ich weiß, daß Du mir mißtraust, Tlawiru. Es ist besser, ich verlasse Euer Lager. Du kennst mich: noch nie hat der rote Tom sich in Eure Angelegenheiten gemischt — noch nie!“

Der Oberhäuptling schaute ihn finster an.

„Der rote Tom will Felsenherz und Chofariga so<sup>l</sup>-en!“ sagte er dumpf und in verhaltener Wut.

„Tlawiru irrt: ich werde über den San Juan-Fluß setzen und mich nach den Dörfern der Mes-calero-Abachen begeben, wo ich seit vielen Monden nicht gewesen bin. Wenn Tlawiru wünscht, daß seine Krieger fortan nur schlechtes Pulver von anderen Händlern kaufen sollen, dann mag er die Freundschaft brechen, die bisher zwischen uns bestanden.“

Die Ruhe und Kühnheit Harpleys verfehlten ihre Wirkung nicht. Der Oberhäuptling winkte dreien sei-

ner Krieger und befahl ihnen, dem Händler beim Bau eines Floßes behilflich zu sein. Dann wünschte er Harpley noch gutes Wetter für den Marsch zum Rio Becos hinab, wo die Mescaleros wohnten, und streckte sich lang am Feuer aus.

Raum hatte der Händler jedoch mit seinen beiden Pferden das Lager verlassen, als er zwei anderen Kriegern leise den Auftrag gab, Harpley auf den Fersen zu bleiben.

Dieser landete drüben und ritt dann nach Nordwest weiter. Er wußte, daß er beobachtet werden würde und richtete sich danach.

Nachdem er zwei Meilen durch die Berge immer in derselben Richtung im Schritt zurückgelegt hatte, machte er hinter einer scharfen Krümmung eines Tales halt und zündete im Schutze einiger Felsblöcke ein Feuer an, tat also, als ob er hier lagern wollte.

Die beiden ihm nachgeschickten Apachenspäher, die ihn aus sicherer Entfernung im Auge behalten hatten, machten nunmehr lehr. Sie waren überzeugt, daß Harpley den Rest der Nacht an dieser Stelle zubringen würde.

Der rote Tom jedoch blieb hier nur eine Stunde, suchte dann sorgfältig die ganze Umgebung ab und brach wieder auf, passierte den San Juan-Fluß abermals und wandte sich dorthin, wo er mit Felsenherz wieder zusammentreffen wollte, wie er ihm dies durch wenige Worte vorhin mitgeteilt hatte.

## 4. Kapitel.

## In der Höhle der Colorado-Berge.

Cholariga, der tapfere Romanchenhäuptling, hatte an dem Lagerplatz, den er in jener engen Schlucht für sich und seinen weißen Bruder ausgewählt hatte, sehr bald wegen Felsenherz' langen Ausbleibens ernsteste Besorgnis empfunden und war daher gleichfalls nach Südost zu bis zum San Juan-Flusse geschlichen. Hier vertraute er sich einem Baumstamm an und schwamm flussabwärts, da auch er, falls hier feindliche Indianer vorhanden, diese in der Nähe des San Juan vermutete.

Schon nach kurzer Zeit bemerkte er dann am Südufer der Halbinsel schwachen Feuerschein. In der Krone des Urwaldriesen war er vollständig geschützt. So trieb er den Stamm denn dicht ans Ufer der Halbinsel und kam auch gerade zur rechten Zeit: durch eine Lücke in den Büschen sah er, wie der Apachenhäuptling Felsenherz gepackt hielt und mit dem Messer ausholte.

Cholarigas Büchse flog empor.

Nur ein Westmann wie er durfte sich ein Ziel wie dieses wählen: Flawirus rechte Hand!

So verlor der blutgierige Apache zwei Finger.

Der schwarze Panther aber tauchte und landete unterhalb des Lagers in einer Anschwemmung von Urwaldriesen, kroch weiter und konnte dann seinem weißen Bruder helfend beispringen, als dieser, den Verwandeten über der Schulter, zu entfliehen trachtete.

Eilends lehrten die beiden Jäger mit dem noch immer halb bewußtlosen Sturz zu der Schlucht zurück, holten ihre Pferde, banden ihnen die aus dickem

Jeder bestehenden Fußschube unter und ritten direkt nach Süden den Kolorado-Bergen zu. Die Fußschube bewirkten, daß die Pferde nur sehr schwer erkennbare Spuren zurückließen. Felsenherz hatte den Trapper Sturz zu sich in den Sattel genommen.

Als sie gegen Morgen aus den San Juan-Bergen in die erste stark wellige Prärie gelangt waren, sagte der Romanche zu dem blonden Jäger:

„Wir brauchen jetzt nur noch die Prärie zu durchreiten, dann sind wir in den Vorhügeln der Kolorado-Wildnis, und dort lenne ich ebenfalls eine Höhle, die, wie der rote Tom Dir kurz beschrieb, sich meilenweit linzieht und einen sehr versteckten Zugang hat. Es ist fraglos dieselbe Höhle die er meint, und dort werden wir mit ihm zusammentreffen.“

Es wurde nun immer heller.

Plötzlich zügelte der ein Stück voranreitende schwarze Panther seinen prachtvollen Rabben und deutete nach Norden. Dort brachen aus einem Walde gerade in langer Linie einige zweihundert be-  
rittene Rothäute hervor.

„Navajos!“ rief Chofariga.

Im Galopp sprengten sie weiter.

Eine wilde Heze begann. Die Navajos rückten näher und näher. Endlich aber tauchten in der Prärie vereinzelt Felsen auf, die sich sehr bald zu Hügeln aufstürzten. Bewaldete Berge erschienen in der Ferne, und der schwarze Panther bog nun mehr nach Süden von der bisherigen Richtung ab, bis man ein Thal erreicht hatte, dessen lahle westliche Wand, aus dunklem Gestein bestehend, in natürlichen Terrassen sich emporzog und oben in eine flache Kuppe auslief.

Chofariga sprang aus dem Sattel. Die Freunde führten ihre Tiere eilends von Terrasse zu Terrasse, bis sie sechs einzelne, mächtige Tannen vor sich sahen. Diese Tannen verdeckten den Eingang zu einer je-

ner endlosen Höhlen, wie sie in den Colorado-Bergen nicht selten sind.

Zu der beiden Westmänner Erstaunen war der rote Tom hier bereits anwesend und trat jetzt aus dem breiten, hohen Eingang der Grotten heraus, indem er ihnen zurief:

„Die Navajos sind dicht hinter Euch! Ich werde Eure Pferde halten. Wie Ihr wißt, lasse ich mich mit den Rothäuten nie auf einen Kampf ein. Vertreibt die Navajos durch ein paar Schüsse.“

Im selben Moment hatte der Verwundete den Händler erblickt.

„Tom Harpley!“ schrie er auf. „Die Toten erwachen!“

Dann sank er, von neuer Ohnmacht umfassen, Felsenherz bewußtlos in die Arme.

Der rote Tom blickte auf Sturz mit einem Ausdruck unversöhnlichen Hasses.

„Ich werde Euch später alles erklären,“ sagte er zu Felsenherz und Chofariga. „Verteidigt den Höhleneingang gegen die Navajos. Ich werde auf diesen Clenden achtgeben, der, sobald er aus der Ohnmacht erwacht ist, versuchen wird, uns zu entfliehen. Er weiß schon, warum, der — Frauen- und Kindermörder! — Endlich — endlich ist die Zeit gekommen“ — und dabei streckte er die Arme wie in wilder Verzückung gen Himmel, „wo ich meinen Schwur halten kann!“

Der blonde Trapper und Chofariga ahnten hier irgend ein furchtbares Geheimnis, eine jener Tragödien, wie sie im wilden Westen zum Alltäglichen gehörten, als noch die ersten Ansiedler sich über den Arkansas in die Prärien wagten.

Sie ergriffen ihre nie fehlenden Büchsen und saßen hinter den Lannen Posten.

Die Navajos waren verschwunden!

Felsenherz meinte kopfschüttelnd zu dem schwarzen Panther:

„Die Navajos sind mit den Apachen zur Zeit nicht gerade gut Freund! Ob sie etwa Stawiru ausgekundschaftet und sich gegen diesen gewandt haben?“

Cholariga machte ein sehr ernstes Gesicht.

„Mein Bruder Harry (Felsenherz hieß ja mit seinem wahren Namen Harry Felsen) mag wissen, daß dieses Höhlengebiet drei Eingänge hat. Ich glaubte bisher, nur ich hätte hiervon Kenntnis. Jetzt fürchte ich jedoch, auch die Navajos sind hiervon unterrichtet. Wir werden sehr bald von zwei Seiten angegriffen werden.“

Der blonde Jäger hatte den Kopf etwas weiter vorgereckt, um in das Tal hinabspähen zu können.

Sofort blitzten aus niederem Gestrüpp und hinter Felsblöcken der tieferen Terrasse mehrere Schüsse auf. Eine Kugel traf Felsenherz' breite Hutfrempe, eine zweite riß ihm ein Loch in den linken Ärmel seiner Wildlederjacke.

„Ah — so ist's gemeint!“ rief er trotzdem gutgelaunt. „Nun wissen wir doch woran wir sind!“

Der edle Komanchenhäuptling fügte hinzu: „Wir wissen, daß die Navajos uns eingeschlossen haben und uns durch die Höhle in den Rücken fallen werden. Cholariga wird schleunigst einen Steinwall aufschichten. Nur so können wir uns hier verteidigen.“

Er begab sich zu dem Indianerhändler, während Felsenherz draußen Wache hielt.

Tom Harpley war sofort bereit, mitzuhelfen. Er hatte Sturh inzwischen leicht gefesselt, da dieser wieder zu sich gekommen war.

Die Höhle verengerte sich etwa dreißig Meter hinter dem Eingang bis auf zwei Meter Breite und drei Meter Höhe. Diese Stelle wurde durch Fels-

Blöcke und Steine verbarrikadirt. In zehn Minuten hatten die beiden kräftigen Männer diese Arbeit erledigt, wobei der rote Tom insofern eine große Geschicklichkeit bewiesen hatte, als er zwischen den Blöcken Schießscharten freigelassen und die Blöcke so abgestützt hatte, daß sie von der anderen Seite unmöglich weggeräumt werden konnten.

Voller Spannung erwarteten die drei Gefährten jetzt die weitere Entwicklung der Dinge. Da sie vorläufig keinen Angriff zu fürchten brauchten, erzählte der rote Tom den beiden Westmännern jetzt die Geschichte des ungeheuerlichen Verbrechens, das Robbin und Stury einst begangen hatten.

---

## 5. Kapitel.

### Des roten Tom Doppelbüchse.

„Neun Jahre sind es nun her,“ berichtete der rote Tom in aller Kürze, „da wohnten mein Bruder und ich mit unseren Frauen und Kindern als Ansiedler in den Pontract-Bergen. Wir hatten uns eine Art Gebirgsfestung erbaut, lebten mit den benachbarten Sioux in Frieden und hätten es zu Wohlstand bringen können, wenn nicht mein Bruder Edward vom Goldfieber gepackt gewesen wäre. Tagelang trieb er sich in den Bergen umher, weil er bestimmt hoffte, doch einmal eine Bonanza zu finden. Dann lehrte er eines Morgens ganz erschöpft wieder von solch einem Ausfluge zurück. Ich traf ihn im Walde. Er fiel mir um den Hals und rief glückstrahlend: „Tom, Tom — eine Bonanza! Endlich — endlich!“ — Aber er kam nicht mehr dazu, mir auch den Ort

mitrutellen, wo die Goldfundstelle lag. Plötzlich wurden wir beide nämlich durch Kolbenhiebe niedergeschlagen. Als ich aus der tiefen Ohnmacht erwachte, war ich an einen Baum gefesselt. Etwas abseits lag Edward im Grase. Auf ihm kniete ein Weißer, der ihm das Messer auf die Kehle gesetzt hatte. Ich hörte Edward flüstern: er verrät dem Schurken und dessen dabeistehendem Gefährten, eben jenem Sturh dort, den Weg zur Bonanza —!

Ich konnte nicht alles deutlich vernehmen, was er flüsterte. Aber so viel verstand ich doch, daß man erst einen Felsen wegsprengen müßte, bevor man an das Gold herankönnte. — Kaum hatte Edward den Schurken alles Nötige berichtet, als der feige Mörder, Robbin hieß er, zustieß und meinen Bruder tötete. Dann feuerte jeder der Schurken mir eine Büchsenkugel in die Brust. Sie hielten mich wohl für tot, ließen mich an dem Baume in meinen Fesseln hängen und begaben sich zu unserer Ansiedlung, wo sie kaltblütig auch unsere Frauen und Kinder hinhordeten und die Häuser nachher verbrannten. Dies erfuhr ich erst später, als zwei Siourkrieger mich gesund gepflegt hatten. Als ich nach 4 Monaten genesen war, machte ich mich sofort auf den Weg und verfolgte Robbins und Sturhs Spuren, hielt überall Nachfrage, fand die beiden Elenden jedoch nicht. So wurde ich denn Indianerkändler. Ich hatte am Grabe meines Weibes geschworen, ihren Tod an Robbin und Sturh zu rächen, und eine innere Stimme sagte mir, daß ich die Schurken doch noch finden würde. Und — ich fand sie! Im Lager der Apochen sah ich sie in der verfloffenen Nacht, hörte, wie Robbin, um sich zu retten, den Oberhäuptling an den Ort der Bonanza zu führen versprach. Da frachten plötzlich zwei Schüsse, die Robbin und Sturh niederstreckten. Alles weitere wißt Ihr —“

Felsenherz erklärte rasch: „Ich habe diese beiden Schüsse nicht abgegeben, Tom. Wer kann es dann gewesen sein?“

„Vielleicht der Geist der Wahsatsch-Berge,“ meinte Harpley achselzuckend. „Jenes Gespenst vielleicht, das sich stets in den Wahsatsch-Bergen zeigt, die den Pontract-Bergen benachbart sind —“ — Er wollte noch mehr hinzufügen, aber eine Anzahl Schüsse, die plötzlich unten im Tale krachten, ließ Felsenherz und Chotariga schnell hinter die Tannen eilen, während Harpley sich in die Höhle an die Steinbarrikade begab.

Die beiden berühmten Westmänner trauten ihren Augen nicht, als sie bemerkten, daß Klawiru mit seinen Apachen die hier im Tale auf den Bergterrassen zurückgebliebenen Navajos angegriffen und mit ihnen in einen mörderischen Kampf geraten waren. Die Navajos, obwohl in der Ueberzahl waren durch die erste Salve der heranschleichenden Apachen sofort derart geschwächt worden, daß sie den weit kampfgewübteren Feinden nur noch geringen Widerstand leisteten. Bereits nach einer Viertelstunde waren Klawirus Krieger Herren des Tales. Furchtbare Szenen hatten sich hier so in kurzem abgespielt. Gegen dreißig Navajos lagen tot oder doch schwer verwundet, alle skalpiert, auf dem von Blutlachen bedeckten Talboden. Zwanzig waren gefangen genommen, der Rest entflohen. Die Sieger feierten jetzt ihren Triumph durch wildes Geschrei. Der Blutrausch hatte sie gepackt. Wie die Wahnsinnigen umtanzten die jüngerer Krieger, die Tomahawks schwingend, die Gefangenen.

„Klawiru ahnt nicht, daß er hier nur die Hälfte der Navajos vor sich hat,“ sagte der Romanchenhäuptling jetzt ernst zu seinem Bruder Felsenherz. „Er ahnt auch nicht, daß es hier oben eine Höhle gibt, in der

wir verborgen sind, sonst hätte er bereits ein paar seiner Leute die Terrassen emporgeschickt. Itawirus junae Krieger werden noch heute ihre Skalpe verlieren.“

Da kam schon der rote Tom herbeigeeilt und meldete, daß die Navajos in der Höhle drüben an der Barrikade angelangt seien und diese wegzuräumen suchten.

Sofort begab der blonde Trapper sich an eine der in dem Steinwall freigelassenen Schießscharten und rief hindurch:

„Tara Patnu, das scharfe Messer, der Häuptling der Navajos, mag auf Felsenherz Worte achten. Die Apachen haben Deine Krieger im Tale der Terrassen niedergemacht und zwanzig gefangen genommen. Tara Patnu weiß, daß Felsenherz nie lügt. Der Häuptling mag mit uns Frieden schließen und seine Krieger befreien.“

Gleich darauf war denn auch vereinbart worden, daß Tara Patnu allein durch die Barrikade kriechen und in das Tal hinabschauen dürfe. Kaum hatte der Navajohäuptling die zahlreichen Toten dann gesehen und erkannt, daß die Apachen die Gefangenen offenbar sofort martern wollten, als er Felsenherz die Hand reichte und sagte:

„Der weiße Jäger ist ehrlich und tapfer. Sein Ruhm reicht weit hinab bis an die Grenzen von Mexiko. Das Kriegsbeil sei zwischen uns begraben. Tara Patnu redet nie mit gewaltener, lügnerischer Zunge. Er wird fortan ein Freund der Bleichgesichter sein.“

So wurde denn das Kriegsbeil zwischen diesen beiden Parteien begraben. Nachdem die Barrikade weageräumt worden war, standen Felsenherz, Cholariga, der rote Tom und der Navajohäuptling hinter den Tannen und beobachteten die Apachen, die

jetzt die Beute — Gewehre, Pulverhörner und so weiter — unter sich verteilten.

Harpley hielt wie immer seinen mächtigen Buchtenüttel in der Hand. Es war ein Zufall, daß Lara Patnu mit dem Fuße dagegen stieß. Die lange Keule fiel zu Boden, — und zwei Schüsse trachten im selben Moment.

Toms Geheimnis war jetzt verraten: in dem Buchtenüttel war eine besondere Art von Doppelbüchse verborgen.

Felsenherz sagte denn auch sofort: „Harpley, Ihr wart es, der Robbin erschöß!“

„Ja,“ nickte der Händler ernst. „Ich war es! Es war mein gutes Recht!“

Die Apachen unten hatten jetzt die herabstürmenden Navajos bemerkt, warfen sich auf ihre Mustangs und sprengten unter Zurücklassung der Gefangenen davon. —

Sturm, der andere Mörder, fand später ein grauenvolles Ende, nachdem er noch versucht hatte, das Gold der Bonanza — Doch — das alles soll im folgenden Band geschildert werden. Die Freunde Felsenherz', die seine Erlebnisse im wilden Westen so gern lesen, werden in der nächsten Erzählung manche der hier handelnden Personen wiederfinden und mit dabei sein, wenn ein Geheimnis ganz besonderer Art enthüllt wird.

Nächster Band:

Der Reiter ohne Kopf.